

„Trauer muß Elektra tragen“ druckfrisch für Wiesbaden in der Tasche gehabt habe, habe man ihm nicht einen einzigen Zentner Kohle für eine winzige Probebühne gegeben. Darum sei er mit seiner „Elektra“ nach Frankfurt gezogen.

(Stimme aus dem Publikum: „Schmeißt doch den Kultusminister raus!“)

Stroux: „So war das nicht gleich gemeint. Ich schreie manchmal an der falschen Stelle. Meine Frau sagt sogar, ich schreie immer an der falschen Stelle.“

Stroux lobte sein Ensemble: es könne sich sehen lassen, man spreche von ihm in ganz Deutschland. Schon acht seiner Schauspieler hätten von ersten Regisseuren höhere Gagen angeboten bekommen. „Aber sie bleiben bei mir, und wir haben etwas auf die Beine gestellt.“

Was die Stücke angeht, so meinte Stroux, daß es mit ihnen eine verworrene Situation sei: „Da müssen wir mal etwas Blei im Sitzfleisch haben. Der Existentialismus hat im Augenblick auf der Bühne keine Konjunktur mehr, und Sartre versteht ihn auch nicht mehr. Aktuell ist heute eine Stimmung, ein Gefühl, ein Die-Dinge-auf-das-Wesentliche-zurückführen, ein langsames Eingehen auf die Ursachen der deutschen Passion.“

„Im übrigen haben wir schon genug Stücke studiert, in denen Oedipus kommt und seine Mutter liebt, so daß ich sage: Nun laßt mal die Mutter in Ruhe.“

Fast zwei Stunden lang lauschte man Karl-Heinz Stroux. Viele freuten sich über seine Improvisationskunst am Rednerpult, und im übrigen vertröstete er auf den Mai. „Der Mai ist hier schon immer Festspielmonat gewesen“, sagte er.

Einige Tage später saß er im Zuge nach Berlin. „Um Dollars für die Wiesbadener zu schaffen“, sagte er vorher. Er will mit seinem Wiesbadener Verwaltungsdirektor und Filmfreund Georg Fiebiger an die Dreharbeiten für seinen Film „Die sieben Schweinchen“ gehen.

Stroux weiß noch nicht, wann er zurückkommt. In Wiesbaden herrscht noch ein Rätselraten über das Buch, das der Schriftsteller und Theaterkritiker Karl-Heinz Schellenberg plant. Es soll den Titel haben: „Hat Stroux wirklich gelebt?“



Jetztzeit: Chanel No. 5
Sonja Ziemann, Hans Hansen

Theater am laufenden Band

Kurfürstendamm bis Gesundbrunnen

Berlin hatte eine rasante Theaterzeit. Premieren fielen doppelt und dreifach auf dasselbe Datum. Nicht weniger als drei neue Häuser taten das, was man so feierlich „die Pforten auftun“ nennt.

3,2 Millionen Berliner haben jetzt 4188 Theaterplätze mehr. Sie können nun in rund gerechnet 30 Theater gehen. Darunter sind allein drei Opernhäuser und sechs Operettenbühnen. Neu hinzugekommen ist die „Komische Oper“ des Regisseurs Walter Felsensteins, mit russischer Lizenz. Sie ist ins Haus des alten Metropoltheaters in der Behrenstraße gezogen. Das Metropol-Theater selbst ist in der Schönhauser Allee geblieben und bot nach 400 „Nächten in Schanghai“ eine neuinstudierte „Lustige Witwe“ unter Theo Mackebens musikalischer Leitung.

Felsenstein hat sein Haus, das zu seiner alten weiß-goldenen Pracht wiedererstandenen ist, mit der „Fledermaus“ eröffnet. Er will in ihm aber nicht die Operette,



Altertum: Androklos und der Löwe
Anneliese Burg, Hanns Schwarz

sondern die leichte Oper von Mozart bis Prokofjef und Orff pfeifen.

Unter dem strengen Stab Berthold Lehmanns geriet Strauß etwas akademisch, trotz der rastlos bewegten Drehbühne. Die ließ den Tenor sein Ständchen vor Eisensteins Haus im Straßenverkehr singen. Bei Schluß des ersten Aktes marschiert er zwischen zwei Polizisten hinaus und wird in eine leibhaftige „Grüne Minna“ verladen.

Auf der Einladung zur Premiere stand: Gesellschaftskleidung. Man sah viel Uniformen mit breiten Schulterstücken. Auf der Bühne trug man die Mode des Jahres 1905. Fürst Orłowskys sektperle Aufforderung zum Lebensgenuß konnte eine gespenstische Wirkung nicht verfehlen.

Auch auf dem Kurfürstendamm ging es sehr elegant her: Der junge Achim von Biel eröffnete sein zweites Kammerspielhaus, mit britischer Lizenz. Tout Berlin von Lil Dagover bis Fritz Kortner zeigte sich unter den Kristall-Lüstern und schlen-derte über die üppigen Teppiche des Foyers.

Das „Theater am Kurfürstendamm“ ist seit Reinhardts Tagen fast immer mit der „Komödie“ nebenan in einer Hand ver-



Fin de siècle: Lustige Witwe
Edith Eninger, Hansgeorg Laubenthal

einigt gewesen. Der Erfolg des einen Hauses hat es erlaubt, jetzt auch das zweite wiederherzustellen, das einen ähnlichen Spielplan haben wird: Gesellschaftskomödien, moderne Operetten ohne Chor und hin und wieder ein anspruchsvolleres Stück.

Was die Eröffnungsvorstellung, den „Sommernachtstraum“, angeht, so zeigte sich, daß es doch wohl leichter ist, Zement, Farbe, Scheinwerfer und Baugenehmigung aus dem Boden zu stampfen, als ein Ensemble, das Shakespeare spielen kann. Ein süßlich-mondäner Ton, etwas von der Lustigkeit eines großstädtischen Nachtllokals, zog sich durch Elfen- wie durch Rüpelszenen.

Mit einer Operette von Friedrich Schröder begab sich die „Lichtburg“ am Bahnhof Gesundbrunnen aus geruhlichem Kinodasein in ein gefährvolles Theaterleben, mit französischer Lizenz. Die Operette heißt „Chanel No. 5“ und hätte gut etwas mehr westliche Eleganz vertragen können.

Die Handlung um den Flakon mit dem modernen Parfüm (jeder Besucher bekam mit seinem Programm eine blasse Duftprobe geliefert) war nur ein dünnes rotes Fädchen, an dem recht massive Kalauer und Anzüglichkeiten baumelten: Das große Haus fordert revuemäßige Wirkungen und die Umgebung starken Tobak. Der Hauch des französischen Lizenzgebers war schnell verfliegen.

Eine weitere Premiere: In den Kammer-spielen Goethes „Stella“ mit einer souveränen Käthe Dorsch als Cäcilie, ein wohl-gelungenes Genre-Bildchen des aus Amerika zurückgekehrten Filmregisseurs Ludwig Berger. Er wählte diejenige der beiden Goetheschen Schlußfassungen, in der der Held des Schauspiels versucht, sich mit beiden Frauen einzurichten.

Dann: „Androklos und der Löwe“, die raffinierte Satire Shaws auf die frühen Christen und ihre Verfolger, von Boleslav Barlog in seinem Steglitzer Schloßpark-Theater als eine bunte Folge schwankhafter „gags“ aufgefaßt. Den Erfolg des Abends holten sich mit naturalistischer Komik die Darsteller des Löwen und der schauspielernde Meisterringer Hanns Schwarz als der Schmied Ferrovius. der



Ausflug des Intendanten
Ernst Legal (r.) und Franz Weber (l.)

mit Muskelkraft Anhänger für die christliche Lehre wirbt.

In der winzigen „Tribüne“ ließ Viktor de Kowa von dem jungen Regisseur Thomas Engel, dem Sohn Erichs, Noel Cowards Komödie „Weekend“, die im London und Berlin der zwanziger Jahre volle Häuser machte, appetitlich aufwärmen. Die besondere Sensation war Fita Benkhoffs Rückkehr auf die Berliner Bühne, in einer kokett-mütterlichen Rolle.

Im Theatersaal des Hauses der Sowjetkultur lebte sich Ernst Legal, der Intendant der Staatsoper, als Schauspieler und Regisseur aus, in einem Singspiel aus dem russischen Biedermeier „Kabale und Bühne“.

Der gemütliche Alte mit der mächtig vorgewirkten Stirn kann das Schauspielern nicht lassen. Er unterbricht seine Tätigkeit als Operndirektor gern durch Auftritte an Berliner Sprechbühnen.

Die Posse mit Musik, „Vaudeville“ steht auf dem Zettel, von dem alten Schmierenschauspieler, der seiner Tochter durch rastlose Intrigen eine große Rolle am Stadttheater verschafft, ist reichlich 100 Jahre alt und hat ein altes französisches Vorbild. Inzwischen hat es manche Umarbeitungen und von der Hand des Berliner Regisseurs sicher auch einige Retuschen erfahren.

Die Couplet-Texte klingen allerdings, als hätte sie ein mittelmäßiges Uebersetzungsbüro erst vom Französischen ins Russische und dann vom Russischen ins Deutsche transponiert. Aber es reimte sich immer.

Die Musik dazu komponierte Joe Edwards, der bisher die Bunten Abende für amerikanische Besatzungsanhörige im Titania-Palast betreute. Der Sprung vom Swing zur russischen Idylle war offenbar nicht leicht.

Alles war bunt und lustig, etwas krampfhaft lustig. Neben Legals Komödianten, der sich wirklich austoben durfte, geriet Paul Henckels die Spitzweg-Figur eines malenden, komponierenden und dichtenden Grafen nur mittelmäßig. Im Schlußbild entschwebt er an einem Haken hinauf zum Schnürboden, und der reiche Verführer fällt in die Versenkung.

MUSIK

Jean Sibelius' Geheimnis

Eine Gabe des Himmels

Jean Sibelius, der Senior der modernen Komponisten, schreibt seinen 82 Jahren zum Trotz noch Musik. Aber niemand hat sie je gehört, und vielleicht wird sie auch niemals jemand hören. Dies sind die Neuigkeiten, die der Reutef-Korrespondent Michael Salzer von einem Besuch bei Sibelius mitbrachte.

Gerüchte hatten Mr. Salzer befürchten lassen, in dem finnischen Komponisten einen unnahbaren, verschlossenen Mann kennenzulernen. Man erzählte sich, daß er stocktaub, kränklich und launisch sei. Er lebe in seinem einsamen Landhaus so zurückgezogen, daß es nutzlos sei, den „Menschenfresser“ aufzusuchen.

Dagegen fand Mr. Salzer Jean Sibelius bei guter Gesundheit und mit ausgezeichnetem Gehör. Allerdings empfängt Sibelius vornehmlich nur alte Freunde, oder er ist mit seiner Arbeit und seinen Träumen allein in seinem entzückenden Holzhaus. Aber er zeigte sich als der freundlichste und unterhaltsamste Gastgeber, den man sich denken kann. Eine legendäre Figur vielleicht deswegen, weil er es nicht liebt, von ausländischen Touristen heimgesucht zu werden und über seine Kompositionen zu schwatzen.

Das Haus des Komponisten liegt im tiefen Wald, weit weg von der Hauptstraße. Mr. Salzer fuhr mit dem Fahrrad hin und mußte häufig nach dem Weg fragen. Seine finnischen Sprachkenntnisse sind gering, er half sich, indem er den Bauern eine Briefmarke mit dem Bildnis von Sibelius zeigte. Sibelius ist der einzige Komponist, der auf diese Weise schon zu Lebzeiten geehrt worden ist.

Bilder lassen Sibelius noch als einen rüstigen, starken Mann erscheinen. In Wirklichkeit hängen die Kleider an einem zu mageren Körper. Die finnischen Rationen sind mager und Extra-Lebensmittel teuer. 25 000 Pfund, Tantiemen der letzten acht Jahre, sind im Ausland eingefroren.

Sibelius sieht nicht aus wie 82. Seine Gesichtszüge sind sehr ausdrucksvoll, die Augen scharf und durchdringend, die Stimme ist fest und sonor.

Das Haus, in dem er seit 40 Jahren lebt, ist gemütlich und freundlich, obgleich Hunderte von Andenken eines langen Lebens es leicht in ein Museum hätten verwandeln können. Vor einer Bronzestatuette, die ihn im Alter von 40 Jahren mit einem Hufeisen in der Hand zeigt, ergriff Sibelius ein rostiges Hufeisen und sagte: „Vor einem halben Menschenleben hob ich es auf dem Heimweg auf. Es brachte mir Glück.“

„Dann“, erzählt Michael Salzer, „spürte ich zum erstenmal, wie ein hauchdünner Vorhang zwischen uns fiel und unsere Welten trennte. In die Ferne starrend, schien Sibelius gespannt und gefangen himmlischen Weisen zu lauschen, die wir nicht hören. Einige Augenblicke lang bewegte er sich kaum noch.“

„Mein Kopf ist voll von Musik“, sagte Sibelius später. Niemand, auch seine Frau nicht, hat jemals diese Musik gehört, die er hin und wieder zu Papier bringt. In versiegelten Paketen wartet sie auf seinen letzten Willen.

Seine Hand ist zittrig, und er findet das Schreiben mühevoll. Der rechte Arm des einstigen Violinvirtuosen zittert. „Verzeihen Sie mir, wenn ich nicht still halten kann“, entschuldigt er sich, als Mr. Salzer ihn fotografierte. „Es kommt von der Geige, wissen Sie.“

Niemand kann Sibelius überreden, über seine gegenwärtigen Werke zu sprechen. Er lächelt, zuckt die Schultern und bringt das Gespräch auf ein anderes Thema.

„Ich lausche gern den Werken junger Komponisten“, sagte er. „Aber ich muß gestehen, manchmal ist es zu schwierig, den Weg zu erkennen, den sie gehen. Vielleicht sollten sie dazu zurückkehren, daß wahre Musik ein Produkt von Herz und Seele ist. Kunst ist Eingebung, Hingabe und Meisterung der Technik. Es ist wie ein Meistern der Kräfte eines Wasserfalls. Man muß den Beruf erlernt haben, um es zu können, aber man kann nicht erwarten, daß man das Wasser selbst erzeugt. Das ist ein Geschenk des Himmels“.

Sibelius nimmt am Weltgeschehen noch lebhaft Anteil. Er hört regelmäßig englischen und amerikanischen Rundfunk. „Die einzige Weise, wie man heute reisen kann“, sagte er.

Dann wanderten seine Gedanken in die fernen Tage seiner Jugend, als er kreuz und quer durch Europa zog auf der Suche nach Musik und Abenteuern, mit einer Zahnbürste als einzigem Gepäck. „Wenn unser einziges Hemd abgetragen war, warfen wir es weg und kauften ein neues“, erzählte er Mr. Salzer. „Eines von dunkler Farbe, es sparte Wäscherei und Aerger.“

Sibelius sprach träumerisch von seinen frühen Hoffnungen und Plänen, seinen großen Idealen, der Geschichte seiner



Zweimal Jean Sibelius
Im Hintergrund das Hufeisen des Glücks

Liebe, seinen fünf Töchtern, seinen Ur-enkeln. Von seinen frühen Triumphen, den Jahren des Erfolges, der Ehrungen, der Titel von vielen Universitäten, der Orden und Medaillen in Gold und Silber, der Lorbeerkränze, die nun vergilbt sind, und der Bronzestaturen, die sich mit der Patina der Zeit überzogen haben.

Seine Frau hielt, während Sibelius erzählte, ihre Hände im Schoß gefaltet und lauschte, als höre sie das alles zum erstenmal. Wie ein Schutzengel hat sie ihm über die Schwierigkeiten seiner Karriere hinweggeholfen. Sein Auge ruht mit tiefer Liebe auf der zerbrechlichen kleinen Frau.

Irgendwo, meint Mr. Salzer, hat Sibelius ein Geheimnis. Vielleicht wird es eine neue Sinfonie geben, vielleicht die, welche er lange vor dem Krieg begann. Oder viel-